

CATHERINE COOKSON

A woman with long, wavy brown hair, wearing a white dress and a wide-brimmed straw hat, is seen from behind, sitting on a striped picnic blanket in a grassy field. She is holding the brim of her hat with her right hand. To her left is a wicker picnic basket containing a bouquet of red flowers. In front of her on the blanket are a glass and a plate. The background shows a rolling landscape with trees and a fence under a bright, hazy sky.

Martha
Mary
kämpft
um ihr
Glück

Weltbild

Martha Mary ist fünfzehn, als ihre Mutter stirbt und sie die Verantwortung für Familie und Haushalt übernehmen muss: für die zwei jüngeren Schwestern, die aufsässig und verzogen sind und eine Tante, die nicht ganz richtig im Kopf ist. Der Vater ist ihr keine Hilfe, im Gegenteil; mit dem Geld, das er ihr gibt, kann sie kaum die Rechnungen für Nahrung und Heizung bezahlen.

Als der Vater stirbt, wird klar, warum es der Familie so schlecht ging: Er hat das Geld und das Erbe der Kinder mit seiner Geliebten durchgebracht.

Martha Mary nimmt den Kampf auf gegen die familiären und materiellen Schwierigkeiten, organisiert mit Intelligenz und Geduld, beißt sich durch mit Temperament und Energie und gibt nicht auf, obwohl es scheint, als hätten sich alle und alles gegen sie verschworen, um sie um ihr Glück zu betrügen. Aber es gibt einen Mann, der sie liebt, den jungen Assistenzarzt Harry Fuller...

Catherine Cookson

Martha Mary kämpft um ihr Glück

Roman

Aus dem Englischen von Erni Friedmann

Weltbild

Die Autorin

Catherine Cookson, 1906 in Nordengland geboren, stammt, wie die meisten ihrer Protagonistinnen, aus ärmlichen Verhältnissen. Gezwungen, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen, versucht sie sich in den verschiedensten Tätigkeitsbereichen. Nach ihrer Heirat verlegte sie sich aufs Schreiben und veröffentlichte 1945 ihren ersten Roman. Ihre Fähigkeit, menschliche Schicksale sensibel zu zeichnen, und ihre atmosphärisch dichten Milieuschilderungen haben sie zu einer international anerkannten Erfolgsautorin gemacht. Catherine Cookson starb im Juni 1998.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Miss Martha Mary Crawford.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © by The Catherine Cookson Charitable Trust

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1992 by Franz Schneekluth Verlag, München

Übersetzung: Erni Friedmann

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-964-0

1. Teil

Morland House 1879

»Martha Mary! Martha Mary! Es fängt wieder an zu schneien.« Das junge Mädchen, das die breite Eichentreppe mit den flachen Stufen nach unten eilte, rannte ihre Schwester, die eben durch die Halle ging, beinahe um. Martha, die frisch gebügelte Wäsche vor sich her trug, fing sich gerade noch. Aufgebracht rief sie: »Wenn ich Papas Hemden hätte fallen lassen, dann hätte ich dich aber ordentlich ausgezankt, Nancy! Ich weiß, dass es wieder schneit. Seit einer Stunde schon. Wo bist du denn gewesen?«

Nancy strich sich das lose Blondhaar aus der Stirn und sagte mit gesenktem Kopf: »In der Mansarde oben. Mit Mildred. Sie hat gehofft, doch noch irgendein Kleid aufzustöbern, das man wenden kann.« Martha, die schon hatte weitergehen wollen, blieb daraufhin abermals stehen und antwortete langsam und ruhig: »Ihr wisst doch beide ganz genau, dass da droben nur mehr eine einzige Truhe mit Mamas Kleidern ist, und dass Papa nicht erlaubt, dass sie zertrennt werden, ganz gleich wofür. Das haben wir doch schon hundertmal besprochen, Nancy.« »Oh«, – Nancy zuckte die Schultern, – »mir macht es nichts aus, was ich trage, aber es handelt sich um Mildred. Sie hat gesagt, dass wir uns bald nicht mehr aus dem Haus trauen dürften, so, wie wir aussehen.« Abermals machte Martha halt und sagte nun leiser und etwas traurig: »Den Leuten, mit denen wir zusammenkommen, ist es gleichgültig, wie wir aussehen.«

»Sie ... sie hofft eben auf eine Einladung.«

»Eine Einladung! Von wem denn? Und wohin?«

»Ins Herrenhaus. Zu den Brockdeans. Die machen zu Weihnachten doch immer eine Tanzveranstaltung und ...«

»Und für wen?«, fragte Martha, und weder ihre Miene noch ihre Stimme ließen nun auch nur die leiseste Spur von Trauer erkennen.

»Fürs Personal. Für die Dienerschaft. Will sie etwa dazu eingeladen werden?«

»Oh, sie meint nicht die Tanzveranstaltung fürs Personal, Martha Mary.« Sie sahen einander an. Dann zog Martha die eine Hand unter dem Wäschestoß hervor, schob das etwas verrutschte weiße Seidenhemd,

das obenauf lag, zurecht, wischte ein nicht vorhandenes Stäubchen vom Kragen und fragte Nancy in ruhigem Ton: »Sind wir schon jemals von denen zum Ball eingeladen worden?«

Nancy erwiderte darauf nichts, hielt jedoch weiter den Blick fest auf ihre ältere Schwester gerichtet, bis diese sagte: »Wie kommt Mildred also darauf, anzunehmen, dass es dieses Jahr anders sein wird?«

»Lady Brockdean hat mit ihr gesprochen, als sie sich vorige Woche in Hexham begegnet sind.«

»Gesprochen! Ihren Gruß wird sie erwidert haben, das ist alles.«

Nancy schüttelte den Kopf, trat näher an Martha heran und flüsterte ihr zu: »O nein, Martha Mary. Mildred hat es dir nicht gesagt, aber sie haben sich bei Bell & Riddle getroffen und sich richtiggehend miteinander unterhalten. Und zwar nicht nur einmal. Lady Brockdean hat sie gefragt, wie es Vater geht und gesagt, dass sie bald in den Laden käme, weil sie ein bestimmtes Buch bestellen möchte, das ihr einen großen Eindruck gemacht hätte und so weiter. Und als sie sich verabschiedeten, hat sie die Hoffnung ausgesprochen, ich meine, sie sagte es eben, dass sie sich recht bald wieder begegnen möchten. Genauso hat es mir Mildred erzählt.«

»Nancy!«

»Ja, Martha?«

»Du weißt genauso gut wie ich, dass Lady Brockdean eine überaus höfliche Dame ist. Und Miss Rosalind ein wirklich nettes Mädchen und Master William ein ausgesprochen liebenswürdiger junger Mann. Aber ebensogut wissen wir auch, dass Sir Rupert ein hartherziger, anmaßender Patron ist, für den Leute wie wir nicht einmal existieren.« Mit erhobener Stimme schloss sie: »Warum nimmt Mildred nicht ein für allemal zur Kenntnis, dass nur eine einzige Einladung ins Herrenhaus gilt: die von Sir Rupert ... Ach, was verschwende ich meine Zeit damit! Wo ist Mildred jetzt?«

»Auf ihrem Zimmer.«

»Dann soll sie sofort herunterkommen! Und ihr tragt gefälligst Holz und Kohle herauf und bringt das Feuer in Papas Zimmer in Schwung. Und sowie er in den Hof einfährt, helft ihr Peg, heißes Wasser nach oben zu schleppen.«

»Ja, Martha«, sagte Nancy ergeben, drehte sich auf dem Absatz um, hob den Saum ihres langen, verschossenen Sergekleides hoch, um nicht darüber zu stolpern, und eilte zur Treppe. Kaum war sie oben, beugte sie sich übers Geländer und rief: »Fragst du bitte Papa, ob ich morgen Belle reiten darf? Das heißt, natürlich nur, wenn der Schnee nicht liegen bleibt.«

Ohne sich umzudrehen, rief Martha zurück: »Ja, wenn der Schnee nicht liegen bleibt.«

»Fein. Danke, Martha Mary.«

Während Nancy hurtig davonlief, verließ Martha die geflieste Halle, ging einen kurzen Gang entlang und stieß dann mit dem Rücken eine schwarze Eichentür auf, die in das sogenannte Arbeitszimmer ihres Vaters führte.

Es war ein langer, schmaler Raum; in dem Kamin mit der Marmoreinfassung prasselte ein lustiges Feuer. Im Gegensatz zu den übrigen Räumen des Hauses fand sich hier so gut wie kein Firlefanz. Es gab wohl Schonerdeckchen auf den Sesseln und dem großen Sofa vor dem Kamin, und die verblassten blauen Samtvorhänge waren mit Troddeln geschmückt. Aber insgesamt wirkte das Zimmer nüchtern und streng. Dass es das Zimmer eines Mannes war, verrieten die Jagdszenen an den Wänden, die beiden Pfeifenständer auf dem Kaminsims und der mit Büchern bedeckte Schreibtisch neben dem Fenster.

Martha legte die gebügelte Wäsche auf den Mahagonitisch neben dem Sofa und teilte den Stoß, damit er nicht umfiel. Nachdem sie noch einen Blick darauf geworfen hatte, wandte sie sich um und ging auf den rechts vom Kamin stehenden Sessel zu.

Sie setzte sich, lehnte den Kopf zurück, schloss die Augen und seufzte tief auf. Sie war müde, erschöpft und gereizt. Während sie sich dies eingestand, sagte sie sich gleichzeitig, dass sie diese Gefühle überwinden müsse, ehe der Vater heimkam, weil er lange Gesichter nicht leiden konnte. Er pflegte zu sagen, dass Lächeln für ihn geradezu lebensnotwendig sei. Unglücklicherweise lächelte sie zur Zeit kaum noch – das wusste sie selbst.

Sie erinnerte sich daran, wie sie einst als glückliches junges Mädchen über alles und jedes kichern musste; deshalb war sie oft getadelt

worden. Aber das war, ehe ihre Mutter bei der Geburt ihres siebenten Kindes starb. Der Knabe, der auf den Namen Harold getauft wurde, lebte nur einen Monat; ein Jahr darauf starb ihre jüngste Schwester Jeanette im Alter von sechs Jahren. Das war die zweite Schwester, die sie innerhalb von fünf Jahren verlor.

Sie war fünfzehn, als ihre Mutter starb, und von jenem Tag an hatte sie die Führung des Haushalts übernommen. War das wirklich erst viereinhalb Jahre her? Manchmal kam es ihr vor, als habe sie schon immer den Haushalt geführt, die Mädchen getadelt und sich um Tante Sophie gesorgt. Und sich immer Fragen gestellt, die sie gerne ihrem Vater gestellt hätte. Aber das konnte sie nicht, auch wenn sie ihn im vergangenen Jahr, als er die Mühle verkauft hatte, zu fragen gewagt hatte, weshalb er das tat. Doch wie immer hatte er sie als unreifes kleines Mädchen behandelt, das nichts verstand, was nicht mit dem Haushalt zusammenhing. Und genau das hatte er auch geäußert. Er hatte sie am Kinn gefasst, ihr in die Augen gesehen und mit sanfter Stimme gesagt: »Selbst wenn ich es dir erklären würde, würdest du es nicht verstehen, kleine Mutter.«

Die Bezeichnung ›kleine Mutter‹ passte ihrer Meinung nach überhaupt nicht zu ihr; sie fühlte sich keineswegs geschmeichelt deswegen, schon weil sie sich nicht so grau und reizlos vorkam, wie eine kleine Mutter wohl sein sollte. Und dann hatte sie weder Busen noch Hüften vorzuweisen, oder vielmehr, sie hatte es nicht mehr. Seit ihrem siebzehnten Lebensjahr hatte sie ihre weiblichen Formen verloren. Daran war, so meinte sie, zweierlei schuld: Sie war in die Höhe geschossen und sie war von früh bis spät auf den Beinen. Abgesehen von Peg Thornycroft, die um halb sechs aus den Federn kroch, war sie die Erste, die aufstand, sehr oft sogar noch vor Nick Bailey, dem Stallburschen, der zugleich Gärtner und so eine Art Mädchen für alles war. Sie konnte sich gut daran erinnern, wie Dilly Thompson noch täglich um fünf Uhr aufgestanden war. Aber nun ging Dilly auf die siebzig zu und war verbraucht von der lebenslänglichen Arbeit in Morland House. Denn genau wie die kleine Peg Thornycroft hatte sie ihren Dienst in diesem Haus bereits mit acht Jahren angetreten. Martha bezweifelte allerdings, dass Peg mit siebzig noch hier sein würde.

Im Augenblick war Peg eine überaus lebhaft, flinke, schlagfertige Vierzehnjährige, die sich aller Voraussicht nach bald in der Stadt Arbeit suchen würde. Martha mochte gar nicht daran denken, was sie ohne die tüchtige Kleine, die überall zupackte, anfangen würde, vor allem, was Tante Sophie anging ... Arme Tante Sophie. Was sollte nur aus ihr werden?

Und was soll aus mir werden?

Unwillkürlich hatte sie diese Worte laut ausgesprochen und sich dabei kerzengerade aufgesetzt. Das war nun schon das dritte Mal, dass sie laut mit sich selbst sprach, und immer ganz ähnliche Dinge. Etwas stimmte nicht mit ihr. Sie schlief schlecht, sie träumte schreckliche Geschichten ... Was war los mit ihr?

Plötzlich ließ sie sich wieder in den Sessel zurücksinken und legte die Hand über die Augen. Weshalb machte sie sich etwas vor? Sie wusste, was mit ihr los war. Am Neujahrstag wurde sie zwanzig. Sie hätte gern geheiratet. Sie war reif für die Ehe. Und sie hätte auch heiraten können, o ja – aber würde ihr Vater eine Verbindung zwischen seiner Tochter und dem Geschäftsführer seiner Buchhandlung gutheißen? Sie bezweifelte es. Und dennoch war Mr. Ducat in jeder Hinsicht ein Gentleman: Er sprach wie ein Gentleman, er kleidete sich wie ein Gentleman, und er hatte das Benehmen eines Gentleman. Zudem war er ungemein intelligent und außerordentlich belesen. Das hatte sie auch ihrem Vater gesagt. Aber der hatte nur über sie gelacht. So, so – ein Gentleman ... ob sie denn so gut darüber Bescheid wisse, was ein Gentleman sei? Natürlich musste sie zugeben, dass sie bisher nur sehr wenige Männer kennengelernt hatte. Außer den paar Geschäftsleuten in der Stadt so gut wie keine. Denn seit dem Tod ihrer Mutter waren sie nirgends mehr eingeladen worden. Und vorher auch nicht besonders viel, um ehrlich zu sein. Das Familienleben hatte ihnen eigentlich immer genügend Abwechslung geboten. Und außerdem lag das Heim so abseits, das trug natürlich auch dazu bei, dass sie unter sich blieben. In Gedanken nannte Martha Morland House immer nur »Das Heim«. Ihre Mutter war hier zur Welt gekommen und hatte es ihr Leben lang geliebt. Früher hatten sie auch mehrere Nachbarn gehabt, aber mit der Zeit war einer nach dem andern in die Stadt gezogen. Der Fluss, der

durch die Senke lief, schien ihnen auf die Dauer zu gefährlich, obwohl es selten Überschwemmungen gab. Martha hatte sich jedoch nie davor gefürchtet, schließlich verfügten sie über einen eigenen Damm.

Morland House war sieben Meilen von Hexham und beinahe zwanzig von Newcastle entfernt; das nächste Dorf war Riding Moll im Westen und Prudhoe im Osten. Das Haus selbst stand am Ende der Senke vor einem unvermittelt aufsteigenden kleinen Hügel und etwa hundert Yards vom Fluss entfernt. Die gegenüberliegende Seite des Flusses war nahezu gänzlich bewaldet. Die Bäume reichten fast bis ans Ufer. Um Morland House jedoch erstreckte sich – abgesehen von dem Unterholzbestand – eine reine Auenlandschaft, beinahe bis zur zwei Meilen entfernten Zollbrücke.

Zum »Heim« gehörten sechs Morgen, hauptsächlich Weideland. Vor Jahren hatte man einen hübschen Ziergarten angelegt und auf etwa einem Morgen Land war Obst und Gemüse angebaut worden. Heute diente kaum mehr ein Viertel davon dem ursprünglichen Zweck. Der farbenprächtige Garten war von Schlehdorn und Brombeeren überwuchert, die stellenweise ein undurchdringliches Dickicht bildeten. Marthas Urgroßvater hatte das Heim 1776 von Jacob Low-Pearson erbauen lassen. Damals wies es noch lange nicht die gegenwärtige Größe auf. Da war die dreißig Fuß lange, fliesenbelegte Halle der Hauptwohnraum gewesen. An ihn schloss sich ein Hinterzimmer mit angrenzender Küche. Im Obergeschoss hatte es drei Schlafzimmer und ein winziges Dachstübchen gegeben, das war alles. Aber im Lauf der Jahre hatte man an beiden Seiten Anbauten hinzugefügt, und weil man dem Fluss nicht trauen konnte, waren sie auf höheren Fundamenten errichtet worden. Die Mansarden waren jedoch nicht ausgebaut worden. Gerade diese Erweiterungsbauten riefen jedoch den Eindruck hervor, als liege das ursprüngliche Haus tiefer. Um die Anbauten anzugleichen, hatte man dort die Decken bewusst niedrig gehalten. Dadurch wirkten die Räume größer.

Jahre hindurch war der Fluss nicht über die Ufer getreten und alles war in Ordnung. Dann wiederum stieg das Wasser bis zu den Stufen, die zum Haustor führten, ja drang selbst in die Halle ein. Angeblich war es sogar einmal bis hinauf zu den Schlafzimmern gestiegen; eine kaum

mehr sichtbare Wandmarkierung galt als Beweis dafür.

Zu ihrem Kummer stellte Martha jedoch fest, dass sie mit jedem Jahr weniger an die Erzählungen der Alten glaubte, was die sintflutartigen Regenfälle anging. Dann befürchtete sie insgeheim, verbittert und sauertöpfisch zu werden wie ihre Tante. Einsamkeit, Verzweiflung oder gar verschmähte Liebe konnten einen auf schreckliche Weise verwandeln. Tante Sophie war das lebendige Beispiel dafür.

Sie blickte zur Decke. Da droben verbrachte die Tante ihr Leben mit Tagträumereien und Hirngespinnsten. Manchmal allerdings gab es Tage, ja Wochen, wo sie ebenso vernünftig sein konnte wie Martha und dazu so liebenswürdig und so verständnisvoll, was das Haus und seine Bewohner betraf. Dann wieder kamen Zeiten völliger Verwirrung. Ihre »Krisen« nannten sie das. Du liebe Güte – sie durfte gar nicht daran denken ...

Man wusste, dass Tante Sophies »Krisen« an jenem Tag erstmals aufgetreten waren, an dem ihr Vater sie vom Gut in der Nähe von Allendale Towns nach Hexham kutschiert hatte. Er hatte für seine Tochter Sophie, die in bräutliches Weiß gekleidet war, extra eine Kutsche zu diesem Zweck gemietet. Und in der Kirche wartete sie dann auf ihren Bräutigam. Vergeblich. Erst dachte man, dass mit dem Wagen etwas passiert sei; er hatte eine lange Fahrt zurückzulegen, denn sein Haus lag über dem Fluss in der Nähe von Bellingham. Er hätte den Weg jedoch im Notfall in drei Stunden zu Fuß schaffen können. Und Sophie bestand darauf, genau so lange auf ihn zu warten.

Danach war sie, wie man Martha erzählt hatte, nicht, wie andere junge Mädchen an ihrer Stelle es wohl getan hätten, in Ohnmacht gefallen, sondern hatte die Kirche festen Schrittes verlassen. Das einzige Anzeichen für ihre Verzweiflung war, dass sie kein Wort sprach. Es hieß, dass man zwei Wochen lang nicht ein einziges Wort aus ihr herausgebracht hätte. Und als sie danach den ersten Laut von sich gab, klang es wie Lachen, fröhliches Lachen sogar. Nur dass es zu einer beängstigenden Lautstärke answoll und schließlich in Weinen und Jammern überging, das tagelang kein Ende nehmen wollte.

Großvater Crawford war trotz eines schweren Gewitters nach Bellingham hinübergefahren, nur um zu erkunden, was denn eigentlich

los sei. Was er dabei in Erfahrung brachte, war, dass der Bräutigam am Abend vor der Hochzeit zur See gegangen sei. Sein Vater hatte gesagt, dass sein noch nicht zwanzigjähriger Sohn den Gedanken, mit einer um drei Jahre älteren Frau verheiratet zu werden, nicht ertragen konnte. Das klang nicht so hart wie die Wahrheit: dass er nämlich den Gedanken, lebenslänglich an eine Frau gebunden zu sein, die immer wieder »Krisen« hatte, nicht ertragen hatte.

Marthas Mutter hatte gemeint, dass jemand dem jungen Crawford von Tante Sophies Krisen erzählt haben musste. Die hatte es nämlich schon immer gegeben, wenn sie vor jenem Hochzeitstag auch lange nicht so schwer gewesen waren.

Niemals hatte sich Martha gefragt, weshalb ihre Mutter, die einer vermögenden, angesehenen Hexhamer Familie entstammte, in die Crawford-Familie eingehiratet hatte. Da die Umstände es so gefügt hatten, dass sie ihr eigener Herr war, konnte sie sich natürlich ihren Mann selbst aussuchen. Und für Martha war es unvorstellbar, dass irgendwer der Überredungskunst und den ungemein einnehmenden Manieren ihres Vaters auf die Dauer Widerstand hätte leisten können. Ebenso konnte sie sich auch heute noch nicht vorstellen, dass er tatsächlich einer ganz gewöhnlichen Bauernfamilie entstammte, denn er hatte das Auftreten und die Neigungen eines vollkommenen Gentleman. Es stimmte zwar, dass er sich nicht besonders für Wissenschaft und Kunst interessierte, aber dank seiner natürlichen Anlagen passte er sich mühelos jeder Gesellschaftsschicht an. Sein Geist war geschmeidig, er hatte Charme und einen scharfen Verstand. Und doch gab es Zeiten, wo Martha sich gewünscht hätte, dass er weniger charmant, dafür aber mehr ...

Abermals setzte sie sich kerzengerade auf. Da hockte sie nun und verträdelte die Zeit mit Grübeln, und dabei gab es noch so viel zu tun. Zwei Knöpfe fehlten an der Manschette seines Hemdes, auch war der Saum an der Halsbinde nachzunähen. Und was noch wichtiger war: Sie sollte längst in der Küche sein, um die Vorbereitungen für das Abendessen zu beaufsichtigen. Zum Beispiel war es dringend nötig, auf Pegs Art, die Kartoffeln zu schälen, zu achten; in letzter Zeit hatte sie sie immer dicker geschält. Sie hatte nichts dagegen, wenn Peg

Erbsenschoten oder Rübenblätter mit heimnahm, aber an Kartoffeln waren sie selbst schon so knapp, dass sie bezweifelte, ob sie auch nur den Januar über noch reichen würden.

Dennoch verstrichen weitere fünfzehn Minuten, ehe Martha die frisch gebügelte Wäsche wieder aufnahm, das Arbeitszimmer verließ, Gang und Halle durchschritt und nach oben ging.

Schon am Treppenabsatz hörte sie Nancys und Peg Thornycrofts Gelächter. Als sie die Tür zum Schlafzimmer ihres Vaters aufstieß, knieten die beiden auf der Matte vor dem Kamin und spielten mit einem Papierschiffchen.

»Nancy!«

Bei dem scharfen Anruf sprangen beide auf die Füße. Nancy lachte weiter, die magere kleine Peg dagegen, die in dem schlecht sitzenden, zu großen Kattunkleid und der derben Schürze ganz verloren schien, jagte mit gesenktem Kopf wie ein Ziegenbock durchs Zimmer. Sie schien weder erschrocken noch ängstlich, ihr Benehmen drückte eher schelmische Fröhlichkeit aus.

Als die beiden Schwestern allein waren, sah Martha Nancy traurig an. Die Jüngere warf den Kopf zurück und sagte: »Ach, Martha Mary, du meine Güte, wir haben doch bloß ein bisschen Spaß gemacht.«

Martha wandte sich schweigend um, ging zum großen Mahagonikleiderschrank, öffnete ihn und ordnete die Wäsche ihres Vaters in die Fächer – mit Ausnahme eines Hemdes, einer Halsbinde, einem Paar langer Unterbeinkleider und einem Unterhemd. Diese Wäschestücke hängte sie über ein Gestell vor dem Kamin. Als sie sich wieder umwandte, hatte Nancy das Zimmer bereits verlassen.

Ein bisschen Spaß. Ein paar Albernheiten, wie Peg es nennen würde. Es gab eine Zeit – sie war damals vierzehn und Peg erst acht, und Peg wurde eben von Dilly mit den mannigfachen Pflichten eines Mädchens für alles vertraut gemacht –, da hatte auch sie es genossen, ein bisschen herumzualbern.

Martha war mit neun Jahren in Miss Threadgills Internat nach Hexham geschickt worden und nur zu den Wochenenden heimgekommen. Und obwohl ihr dort vor allem beigebracht wurde, wie sich eine junge Dame zu benehmen habe und Miss Threadgill nachdrücklich auf die

Unterschiede der Klassen hinwies, hatte sie die kleine Peg Thornycroft immer mit großer Freundlichkeit behandelt, weil sie ihr so leidtat. Das schwache Ding musste nämlich nicht nur Wasser- und Kohleneimer schleppen, sondern auch mit Mildreds schlechter Laune fertigwerden. Denn Mildred schwelgte geradezu in schlechter Laune, das hatte bereits im Babyalter begonnen. Außerdem war auch noch Roland da. Roland war ein Jahr jünger als sie und ein richtiger Plagegeist. Bereits als Schulmädchen war sie der Ansicht, dass es ein rechtes Glück sei, weil er nur während der Ferien zu Hause war. Nicht nur wegen Peg, sondern der ganzen Familie wegen. Roland machte nichts als Unfug und sie fürchteten sich allesamt vor seiner Art von Humor. Außerdem war Das Heim nicht mehr dasselbe, wenn Marthas Bruder anwesend war. Er verlangte Rücksichtnahme und Beachtung und führte sich auf, als sei er der Herr des Hauses.

Martha blickte sich noch einmal im Schlafzimmer ihres Vaters um. Alles war in Ordnung. Sie hatte eine zweite Decke über das Himmelbett gebreitet, neue Kerzen in die Leuchter gesteckt, seine Hausschuhe in Griffweite postiert und seinen Hausrock über das Fußende des Bettes gehängt. Auf dem Kamingitter lagen frische Handtücher. Nur die Vorhänge mussten noch zugezogen werden. Das würde sie tun, wenn die Mädchen das heiße Wasser heraufgebracht hatten.

Aufseufzend verließ sie das Zimmer, stieg eine Treppe höher und konstatierte mit Erleichterung, dass die Tür zum Zimmer ihrer Tante heute nicht versperrt war. Als sie eintrat, saß Sophie am Fenster und sagte, ohne sich auch nur umzudrehen: »Es schneit, Martha Mary.« Zu ihren vielen unheimlichen Gaben gehörte auch, die Menschen am Schritt zu erkennen.

»Ja, Tante Sophie.« Sie legte den Arm mit einer zärtlichen Geste um Sophies Schulter und fragte: »Ist dir auch warm genug? Es zieht hier am Fenster.«

»Oh, mir ist warm genug, Martha Mary, ja, ja; innerlich ist mir immer warm.« Sie blickte zu Martha auf. Ihr Gesicht war glatt, und wenn ihr Mund geschlossen war, sah sie aus wie ein Kind. Doch wenn sie ihn aufgemacht hätte, wäre ein riesiges Loch sichtbar geworden, da sämtliche oberen Zähne fehlten. Und dann hätte sie gut und gerne wie

eine Frau von siebzig ausgesehen statt wie eine Achtunddreißigjährige. Ihr Haar, das einst dicht und weizenblond gewesen war, durchzogen graue Strähnen. Es fiel ihr in zwei Flechten über den Rücken. Sie war völlig angekleidet, man hätte sagen können, mehr als das. Denn sie trug mindestens drei Röcke über ihren vier Flanellunterröcken. Dadurch bauschte sich der oberste Rock so sehr, dass die darunter befindlichen Röcke sichtbar wurden; außerdem trug sie eine gestreifte Hemdbluse und darüber eine mit seidenen Fransen besetzte weitere Bluse. Über all das hatte sie einen Wollschal geschlungen. Auf dem Hinterkopf steckte zwischen den beiden Flechten ein fächerförmiger, mit winzigen Brillanten besetzter Schildpattkamm.

»Ich habe nachgedacht, Martha Mary.«

»Worüber denn, Tante Sophie?«

»Nun«, – sie nickte ihrer Nichte bedeutsam zu –, »ich habe daran gedacht, dass dein Vater deinetwegen etwas tun sollte.«

»Vater soll deinetwegen etwas tun?«

»Ja, ja, genau das hatte ich mir überlegt. Du hast keinen einzigen Verehrer und bist beinahe dreißig.«

»O nein, das bin ich nicht.« Martha lachte leise. »Ich bin erst neunzehn. Erst im Januar nächsten Jahres, erst 1880, werde ich zwanzig.«

»Am ersten Januar 1880.« Sophie nickte vor sich hin. »Ja, ja, natürlich. Das ist mir entfallen. Tut mir leid. Du wirst also neunzehn, nein, zwanzig. So ist es richtig. Es bekümmert mich, wenn ich alles durcheinanderbringe.«

Martha ergriff die dünnen Hände und zog Sophie von der Fensterbank hoch. Dabei sagte sie: »Komm doch zum Feuer! Du bist ganz kalt.«

»Ja, ja, ich bin wirklich kalt; dachte nicht, dass ich's wäre, bin's aber. Manchmal ist mir sehr kalt da drinnen, Martha Mary. Und manchmal ist mir richtig traurig zumute. Dann aber«, – sie lachte auf –, »dann gibt es wieder Zeiten, wo ich glücklich und fröhlich bin. Ich wollte, wir hätten hier und da eine Tanzveranstaltung, wie früher in der Scheune, ich meine, wenn ich gerade gut aufgelegt bin, weißt du. Früher hatten wir häufig Tanzabende. Vater pflegte dann zu sagen: ›Los, John, nimm deine Fiedel, wir wollen tanzen.< Ich bin immer glücklich, wenn ich ans Tanzen denke.«

Ja, Tante Sophie war immer glücklich, wenn sie ans Tanzen dachte, sagte sich Martha kopfschüttelnd. Und doch waren das genau die Zeiten, vor denen sie sich am meisten fürchteten: Wenn Tante Sophie sich glücklich fühlte ...

»So«, sagte Martha, als sie Sophie vor dem Kamin plazierte hatte, »da wird dir gleich wärmer werden.« Dann fügte sie hinzu: »Wir erwarten Vater jeden Moment.«

»War er fort?«

»Ja, ja, natürlich.« Martha beugte sich zu Sophie nieder. »Erinnerst du dich nicht? Er ist nach Newcastle gefahren, um Großonkel James zu besuchen.«

»Wirklich? Ach ja, ja – ich dachte, das sei im vergangenen Monat gewesen.«

»Stimmt. Aber er fährt jeden Monat zu ihm, manchmal sogar zweimal.«

»Weißt du, es ist sehr merkwürdig, Martha Mary; aber ich habe tatsächlich gedacht, Onkel James sei tot.«

»Tot? Nein, nein. Er ist nur schon recht alt. Aber tot ist er nicht.« In letzter Sekunde schluckte sie die Bemerkung hinunter, die ihr schon auf der Zunge lag: »Ich wollte, er wäre es.« Denn in den letzten drei Jahren hatte sie mehr als einmal den Tag herbeigesehnt, an dem ihr Vater aus Newcastle zurückkommen und sagen würde, dass Großonkel James endlich das Zeitliche gesegnet hätte. Sie konnte sich daran erinnern, dass ihr Vater seit vielen Jahren zu Onkel James gefahren war, weil er angeblich im Sterben lag. Aber gestorben war er trotzdem nicht. Sie hatte ihren Großonkel nur ein einziges Mal gesehen, als kleines Kind. Da hatte sie ihre Eltern auf der endlosen Wagenfahrt in die Stadt begleitet. Es war ein sehr heißer Tag gewesen, erinnerte sie sich, und sie war in ihren vielen Unterröcken, dem weißen Sergekleid samt Mantel und dem großen Strohhut vor Hitze beinahe umgekommen. Onkel James war im Bett gelegen, kahlköpfig, jedoch mit Bart, mit roten Wangen und putzmunter. Sie hatte sich noch darüber gewundert, wie er mit ihrer Mutter gescherzt und gelacht hatte, sodass er ihr alles andere als krank vorgekommen war. Er hatte Mutter sehr ins Herz geschlossen, weil sie seine einzige lebende Verwandte war. Und nach ihrem Tod schien er seine Zuneigung auf ihren Vater übertragen zu

haben.

Martha kam sich keineswegs verworfen vor, weil sie den Tod von Großonkel James herbeiwünschte. Denn wenn sie auch nur wenig über die geschäftlichen Angelegenheiten ihres Vaters wusste, so war ihr doch genau bekannt, dass sich ihre Verhältnisse erheblich verschlechtert hatten, seit die Mutter gestorben war. Sie brauchten dringend Geld, und nach dem Tod des Erbonkels würde vieles leichter für sie werden. Die Erkenntnis, dass sie ihren Lebensunterhalt seit dem Verkauf der Mühle einzig und allein aus dem Erlös der kleinen Buchhandlung und des Krämerladens in Hexham bestritten, machte Martha Angst. Und immer wieder fragte sie sich, wo denn das Geld für den Verkauf der Mühle hingelangt sei.

Wenn ihre Gedanken diese Richtung nahmen, war es jedoch immer, als schlage in ihrem Kopf eine Tür zu. Martha schob Sophie eine Haarsträhne hinters Ohr und sagte: »Heute gibt es Kartoffelsuppe zum Abendessen. Und Lamnbraten. Das magst du doch, nicht?«
»Ich mag alles, wenn ich hungrig bin, Mary.«

Das war eine völlig vernünftige Antwort; wenn Sophie auf diese Weise reagierte, hätte Martha am liebsten die Arme um sie geschlungen, die Tante an sich gedrückt und »Oh, Tante Sophie« gesagt. Aber wenn sie früher ihre Gefühle auf diese Weise gezeigt hatte, war Sophie sofort in Tränen ausgebrochen, in ein nicht zu stillendes herzzerreißendes Weinen. Seitdem unterließ sie es.

Es war sonderbar, aber von den fünfzehn Räumen des Hauses war es ausgerechnet Sophies Zimmer, in dem sich Martha mit sich selbst im Einklang fühlte. In Gegenwart der Tante war sie ruhig und ausgeglichen, hier konnte sie sich von dem Druck, der in letzter Zeit auf ihr lastete, befreien. Das traf natürlich nur auf die »vernünftigen« Intervalle zu. Denn wenn Sophie ihre »Krisen« hatte, musste man sie in ihrem Zimmer einsperren, ja ihr sogar die Arme festbinden, damit sie sich nicht die Haare ausriss.

»Ich muss jetzt gehen, Tante Sophie.« Abermals beugte Martha sich zu ihrem Pflegling nieder. »Du machst dir keine Vorstellung, was die in der Küche anstellen, wenn ich nicht aufpasse.« Sie schüttelte den Kopf und spitzte die Lippen auf dieselbe Weise, wie sie es bereits mit fünfzehn

Jahren getan hatte, noch ehe sie die ganze Verantwortung übernehmen und viel zu früh die Herrin des Hauses hatte werden müssen. Damals war sie ein immer vergnügtes junges Mädchen voller Lebensfreude gewesen, dessen große braune Augen die künftige Schönheit ahnen ließen.

Sie wollte gerade das Zimmer verlassen, als Sophie sich umwendete und fragte: »Wann darf ich denn zum Abendessen wieder nach unten kommen, Martha Mary?«

Die Türklinke in der Hand, sagte Martha: »O bald, sehr bald. Es ist ja schon fast Weihnachten.«

»Nicht vorher?«

»Nun, vielleicht schon nächste Woche. Wenn du dich besser fühlst.«

»Ja, Martha Mary; nächste Woche einmal.«

Martha schloss die Tür und seufzte tief auf. Irgendetwas passierte immer, wenn Tante Sophie zu den Mahlzeiten herunterkam. Sie hatte keine Ahnung, ob die Aufregung, die ganze Familie endlich wieder einmal beisammen zu sehen, daran schuld war; jedenfalls würde sich bestimmt etwas Schreckliches ereignen, wenn nicht am selben Abend, dann sicherlich am darauffolgenden Tag. Und deshalb hatte ihr Vater ein für allemal verboten, dass Tante Sophie nach unten kam.

Marthas Vater war keineswegs unfreundlich zu seiner Schwester; hatte er sie etwa nicht deshalb in sein Haus aufgenommen, um sie vor einer dieser schrecklichen Irrenanstalten zu bewahren?

Martha durchquerte die Halle, wo unter der Eichentür der kalte Wind eindrang und um ihre Knöchel strich, und lief die vier Steinstufen zur Küche hinab.

Diese Küche, ein riesiger Raum und wie die Halle Teil des ursprünglichen Hauses, war mit Steinfliesen ausgelegt. Trotz seiner Größe wirkte er bis obenhin vollgestopft. An der einen Wand befand sich ein riesenhafter offener Herd mit einem Bratspieß und Backöfen zu beiden Seiten. Alles blitzte und funkelte, selbst die Kupferpfannen und Suppentöpfe, von Ausguss und Zinnwanne ganz zu schweigen. Dem Herd gegenüber stand ein bis an die Decke reichendes Gestell für das Steingutgeschirr und Mamas sorgsam gehegtes Delfter Porzellan. Von den beiden Tischen in der Mitte des Raumes wurde einer für die Küchenarbeiten, der andere

zum Essen benützt. Um diesen standen drei Holzstühle.

Der Fußboden war mit Matten und Läufern ausgelegt, weil die Fliesen zu kalt gewesen wären.

Auf einer dieser Matten stand Dilly Thompson und bereitete eben Pastetenteig. Martha blieb einen Augenblick hinter ihr stehen, dann schob sie der alten Frau einen Stuhl hin und sagte beinahe heftig: »Setz dich doch endlich!«

»Dazu ist Zeit genug, wenn ich fertig bin«, erwiderte Dilly, die Martha nie mit Miss ansprach. Auch ihr Ton verriet keineswegs Unterwürfigkeit, eher das Gegenteil: Sie behandelte sie stets so, als handle es sich um eine Verwandte, gewissermaßen als die Enkelin, die sie hätte haben können. Obwohl sich Dilly also durchaus nicht devot benahm, räumte sie der jungen Frau des Hauses stets den Platz ein, der ihr zukam, und sie sorgte unmissverständlich dafür, dass die andern dies gleichfalls taten.

»Also setz dich schon«, sagte Martha und drückte Dilly einfach auf den Stuhl nieder, sodass die alte Frau nach Luft schnappte und ausrief: »Du wirst mir noch einmal das Rückgrat brechen!«

»Immer noch besser als ein Bein.«

Martha ging zum Ausguss, neben dem Peg Thornycroft auf einem umgestülpten Butterfass saß und Kartoffeln schälte. Peg blickte sofort auf; die beiden sahen sich in die Augen, dann bückte sich Martha, fischte eine dicke Kartoffelschale aus dem schmutzigen Wasser, drehte sie nach allen Seiten und sagte: »Wenn es nach dir geht, werden die Schweine deiner Großmutter aber heuer schön rund werden, stimmt's?«

»Oh, Miss Martha Mary, wie können Sie so was sagen?«

»Nun, ich sage es. Also schäle die Kartoffeln gefälligst anständig, oder du bekommst vom Januar ab keine mehr auf deinen Teller, verstanden?«

Peg machte eine abwehrende Kopfbewegung, sagte dann jedoch gehorsam: »Ja, Miss Martha Mary, ich habe verstanden.«

»Dann ist's ja gut.«

»Der gnädige Herr kommt!«, rief Peg und deutete zum Fenster. Martha lief hin, aber der Hof war leer. Mit einem fragenden Blick wandte sie sich um.

Peg grinste nur und sagte: »Er ist gerade am Tor angelangt.«

»Sie hat Ohren wie ein Luchs«, sagte Dilly. Und Peg bestätigte dies, indem sie sagte: »Ja, das stimmt. Wenn ich das Ohr auf den Boden lege, kann ich sofort sagen, woher ein Wagen kommt und wie viel Pferde davor gespannt sind.«

»Eines Tages werden sie noch über dich hinweggaloppieren, du wirst schon sehen!«, drohte Dilly, indem sie die bemehlte Hand hob. »Bring sofort das heiße Wasser nach oben, sonst wird dir der gnädige Herr die Flausen austreiben, das schwör' ich dir.«

Ohne zu antworten, stürzte Peg in die angrenzende Gerätekammer, schleppte zwei kupferne Wasserkannen herbei, stemmte den riesigen schwarzen, brodelnden Kessel vom Herd und kippte ihn vorsichtig um, denn er war eigentlich viel zu schwer für sie, um die Kannen zu füllen.

»Füll den Kessel aber ja wieder nach, ja?«, sagte Dilly, ohne sich umzuwenden. Martha konnte verstehen, dass die kleine Peg hinter dem Rücken von Dilly ein Gesicht schnitt, denn leicht war ihre Arbeit ja wirklich nicht. Sie riss die Küchentür auf und rief: »Mildred! Nancy!« Dann wartete sie einen Moment, um gleich darauf mit noch lauterer Stimme zu rufen: »Mildred! Nancy! Hört ihr denn nicht?«

Da öffnete sich die Salontür, und Nancy, gefolgt von Mildred, die eine Katze im Arm trug, trat in den Flur. Nun hätte man tatsächlich meinen können, dass Martha Dillys Tochter sei, so hart fuhr sie die beiden an: »Das nächste Mal gebt sofort Antwort, wenn ich euch rufe, oder ihr werdet was erleben! Jetzt helft Peg, das heiße Wasser in Papas Zimmer zu tragen. Aber verschüttet nicht wieder die Hälfte ... Lass die Katze herunter, Mildred. Wie willst du denn zupacken, wenn du das Tier mit herumschleppst? Los!« Damit schob sie die beiden durch die Küchentür, und als Mildred protestieren wollte und sagte: »Ich sehe nicht ein, warum ...«, fuhr sie ihr sofort über den Mund, indem sie sagte: »Halt hier keine Reden. Tu, was man dir sagt!«

Mildred blieb stehen, und die Schwestern maßen sich mit den Blicken. Dann stürzte Mildred in die Küche und Martha ging kopfschüttelnd auf die Haustür zu.

Als sie sie öffnete, stob ihr der Schnee ins Gesicht; dennoch konnte sie den in den Hof einfahrenden Wagen und die zum Gruß erhobene Peitsche ihres Vaters erblicken. Der Vater fuhr am Haus vorbei zum Stall,

doch Martha winkte zurück und lächelte, als sie die Haustür schloss. Schon wollte sie ins Arbeitszimmer eilen, weil ihr Vater sich dort immer ein paar Minuten aufhielt, ehe er nach oben ging, als Mildred die Treppe heruntergerannt kam. Mit flehender Miene flüsterte sie Martha zu: »Frag Papa doch, ob ich ein neues Kleid haben kann, ja, Martha Mary? ... Bitte.«

Martha blickte die Schwester, mit der sie sich immer in den Haaren lag, lange an, ehe sie sagte: »Also Mildred, welchen Zweck soll im Moment schon ein neues Kleid für dich haben, frag' ich dich!« Ihre Stimme klang sanft und verständnisvoll, bis Mildred losplapperte: »Ich hab' doch von dem Ball erzählt. Ich weiß bestimmt, dass ich eingeladen werde. Lady Brockdean hat mich letzthin eigentlich schon so gut wie eingeladen, wirklich. Und deshalb möchte ich eben vorbereitet sein und ...«

Sie gingen beide aufs Arbeitszimmer zu. Martha erwiderte: »Sei nicht albern, Mildred! Das bildest du dir doch alles nur ein.« Aber Mildred sagte in beschwörendem Ton: »O nein, Martha Mary, das tu' ich wirklich nicht. Sie hat mir auf eine ganz spezielle Art zugelächelt, und wenn nicht im selben Moment ihr mit Paketen beladenes Mädchen dazugekommen wäre, dann hätte sie diese Einladung bestimmt ausgesprochen. Ich weiß es, ich weiß es. Also brauche ich dringend ein neues Kleid, hörst du? Ich brauch' es einfach, Martha Mary. Ich muss unbedingt ein neues Kleid haben.«

Vor der Tür zum Arbeitszimmer angelangt, drehte sich Martha jäh um und rief in scharfem Ton: »Natürlich, du brauchst, du musst haben, immer. Du denkst nur an dich. Es geht ja auf keine Kuhhaut, was du alles haben willst!« Oh, weshalb kam sie nur stets mit Dillys Sprüchen daher? Obwohl sie fast immer haargenau passten; zum Beispiel im Moment. Es stimmte: Mildred wünschte immerzu etwas, sie war nie zufrieden.

Vier Truhen mit Kleidern ihrer Mutter hatten in der Mansarde gestanden. Den Inhalt von dreien hatte Martha fast vollständig verwendet. Sie hatte Kleider und Röcke und Blusen und Wäsche daraus gemacht, und zwar vor allem für Mildred.

Sie selbst besaß nur drei Kleider. Eines musste für die Fahrten in die Stadt geschont und aufbewahrt werden. Dabei hatte sie es bereits so oft

getragen, dass sie überzeugt war, jedermann erkenne sie bereits an diesem Gewand. Das zweite Kleid benützte sie nur, wenn sie sich fürs Abendessen mit ihrem Vater umziehen musste. Und bei dem dritten, das sie jetzt trug, hatte sie Nähte und Säume schon so oft nachnähen müssen, dass sie von Glück sagen konnte, nicht zugenommen zu haben. Sonst hätte sie halb nackt herumlaufen müssen. Und da quälte Mildred sie mit dem Wunsch nach einem neuen Kleid! Ebenso gut hätte sie von ihrem Vater eine neue Kutsche samt Pferden verlangen können. Worum sie noch an diesem Abend würde kämpfen müssen, war jedoch Geld für die Kohlenrechnung. Dreimal hatte man im vergangenen Monat bei ihnen zu kassieren versucht, und da Martha nicht zahlen konnte, war die letzte Kohlenbestellung nicht mehr ausgeführt worden. Dann war da die Sache mit dem Kolonialwarenladen. Mr. Grey hatte in dieser Woche nicht alle ihre Bestellungen ausgeführt, angeblich, weil einige Waren gerade nicht vorhanden waren. Er hatte nicht den besten Tee geschickt, sondern eine minderwertige Sorte, die pro Pfund nur vier Shilling kostete, und statt der drei Pfund Butter nur zwei. Dabei kam sie schon mit drei Pfund kaum aus, denn die Mädchen und ihr Vater gingen verschwenderisch mit Butter um. Und wenn erst Roland daheim war, brauchten sie gut und gerne fünf Pfund pro Woche. Dilly, Peg und Nick bekamen natürlich Schweineschmalz oder Bratenfett vorgesetzt, was nach Marthas Meinung genauso nahrhaft war. Sie hatte deshalb versucht, ihre Schwestern zu überreden, sich auf den Frühstückstoast Bratenfett zu streichen, aber keinen Erfolg damit gehabt.

Seit Langem wünschte sie sich schon, eine Kuh halten zu können. Ihre Mutter hatte ihr erzählt, dass sie stets zwei für den Hausgebrauch gehabt hätten. Das alte Butterfass stand immer noch in der Gerätekammer, wenn Peg es nicht gerade als Sitz benützte. Es wäre wundervoll, frische Butter zu haben. Und Eier. Oft hatte sie in letzter Zeit gedacht, dass sie mit den Abfällen ein paar Hühner durchfüttern könnte. Aber wer würde sich schließlich um sie kümmern? Nick war reichlich mit Arbeit eingedeckt – jedenfalls behauptete er das immer. Ja, er meinte sogar, dass er mit Hof, Stall, Gemüsegarten und Pferdepflege beträchtlich mehr zu tun hatte, als eigentlich seine Aufgabe war. Die Pferde waren auch so

eine Sache. Das Futter bedeutete eine zusätzliche Ausgabe. Solange sie noch Mühlenbesitzer gewesen waren, hatten sie hier mit den Nachbarn so eine Art Tauschhandel getrieben. Auch war die Futterbereitung ohne Mühle bedeutend schwieriger geworden, denn die beiden Pferde brauchten Stroh und Hafer, der für Gip zerkleinert werden musste, weil er schon alt war. Und wenn sie nicht sehr aufpasste, vergaß Nick das mehr als einmal. Dann blähte sich Gips Bauch wie eine Trommel auf, und er wollte den Wagen nicht ziehen. Außerdem brauchte man zerstampfte Bohnen und Gerstenmehl sowie Kartoffeln. Während Gips Menü also zeitraubender Vorbereitungen bedurfte, fraß Belle einfach alles, und zwar doppelt so viel wie Gip, besonders, wenn Vater sie bei einer Jagd geritten hatte.

Als sich Schritte näherten, wandten die beiden Schwestern die zornigen Blicke voneinander ab und blickten John Crawford entgegen, der am Ende des Korridors auftauchte. Er schwang seinen Hut in weitem Bogen, um ihn vom Schnee zu befreien, und die davon nass gewordene Mildred lachte laut auf, als sei sie nicht noch eben zuvor in allerschlechtesten Laune gewesen, und schrie: »O Papa, du bist ja der reinste Schneemann, wirklich!«

»Wie geht es meiner Prinzessin?« Er knöpfte sich den knielangen Mantel auf, beugte sich zu Mildred hinunter und küsste sie auf die Stirn.

Während sie ihm aus dem Mantel half, sagte sie fröhlich:

»Ausgezeichnet, Sir. Sie ist in bester Verfassung.« Und darüber lachten sie alle beide.

Während Martha an der Tür zum Arbeitszimmer stand und die beiden beobachtete, raste Nancy die Treppe herunter und rief: »Papa! Papa!« Und schon breitete ihr Vater beide Arme aus und wirbelte seine Jüngste durch die Luft, dass ihre Röcke sich bauschten und ihre blauen Flanellbeinkleider zum Vorschein kamen.

Während sie noch beide nach Luft rangen, warf er Martha einen Blick zu und sagte: »Was für eine Begrüßung! Man könnte fast glauben, ich sei wochenlang fort gewesen, nicht bloß ein paar Tage. Verschwindet, ihr beiden, los!« Damit drehte er seine Töchter um ihre eigene Achse, versetzte jeder mit der flachen Hand einen Klaps aufs Hinterteil, als habe er es mit kleinen Kindern zu tun, und scheuchte sie mit einem

»Schschsch!« davon. Sie ließen es sich lachend gefallen.

Martha wurde stets ganz anders begrüßt. Er sah sie liebevoll an und sagte in ruhigem Ton: »Hallo, kleine Mutter«, worauf sie ebenso ruhig antwortete: »Hallo, Papa.« Dann fügte sie hinzu: »Bist du nicht sehr durchgefroren?«

»Wie ein Eiszapfen. Ich fürchte, der Schnee wird liegen bleiben.« Er ging rasch an ihr vorbei zum Kamin, blieb mit dem Rücken davor stehen und beugte sich nieder, um seine Sitzfläche aufzuwärmen.

»Alles in Ordnung?« Er wandte ihr nun sein schmales, schönes Gesicht zu.

»Wie immer, Papa.«

»Keinerlei Unannehmlichkeiten?«

Sie senkte den Blick, ehe sie antwortete: »Ein paar, Papa. Aber ... wir wollen lieber erst darüber reden, wenn du gegessen hast.«

»Gut, gut.« Der scherzhafte Tonfall von vorhin war verschwunden. Er drehte sich um, blickte ins Feuer und hielt die Hände an die Glut.

»Wie geht es Onkel James?«

»Wie?« Er legte den Kopf schief und sah sie an. »Ach, Onkel James. Oh, immer dasselbe.«

»Verschlechtert sich denn sein Gesundheitszustand nicht?«

»Nicht merklich. Nein«, – er schüttelte den Kopf, ohne sich umzuwenden. »Nicht merklich.«

»Wie alt ist Onkel James eigentlich, Papa?«

Er warf ihr einen kurzen Blick zu, dann überlegte er laut: »Wie alt er ist ... Warte mal, lass mich überlegen. Zweiundneunzig ... Ja, zweiundneunzig. Und weißt du was?« Er spitzte die Lippen und sein markantes Kinn wirkte auf einmal ganz flach. »Ich glaube, dass er fest dazu entschlossen ist, hundert zu werden.«

Als hierauf keine Antwort erfolgte, sah er sie an und fragte ein wenig gezwungen: »Was ist denn?«

»Nichts, Papa.«

»Etwas macht dir doch Sorgen. Los, ich kenne doch meine kleine Martha Mary.« Er breitete die Arme aus, zog sie an sich und hielt sie sekundenlang fest.

Diese zärtliche Geste hatte sie jedes Mal bezaubert – wenigstens bisher.

Heute verfehlte sein Charme seine Wirkung. Sie blickte zu ihm auf. Wenn sie ihn ansah, konnte sie verstehen, weshalb ihre Mutter ihn geheiratet hatte, weshalb die Leute ihn mochten, weshalb ihre Schwestern ihn liebten und warum sie selbst ihm so zugetan war. Aber wenn sie ihn liebte – weshalb stiegen in letzter Zeit so viele Zweifel in ihr auf, über ihn selbst und sein Verhalten, warum nur hatte sie sich selbst gezwungen, den Schleier zu lüften und einen Blick auf den Mann zu erhaschen, der sich dahinter verbarg? Und nun, da sie's getan hatte – weshalb wollte sie sich nicht eingestehen, dass sie einen schwachen Menschen entdeckt hatte, der wie ein Rohr im Wind hin und her schwankte ... nein, weiter wagte sie nicht zu denken.

»Was gibt es denn? Was ist passiert?«

»Nichts. Jedenfalls nichts Ungewöhnliches, Papa.«

»Handelt es sich um Tante Sophie?«

»Nein, nein, es ging ihr heute sogar recht gut, wirklich.«

Er nickte nur, als er sie losließ. Dann sagte er: »Nun, wenn also nichts Besonderes passiert ist, dann werde ich jetzt mein Bad nehmen.«

Als sie auf die Tür zuging, sagte sie so ruhig wie möglich: »Können wir nach dem Essen miteinander reden, Papa?«

Er drehte sich nicht um, sondern öffnete nur die Tür, während er erwiderte: »Wir werden sehen.«

»Ich muss mit dir sprechen, Papa.«

Ihr Ton überraschte nicht nur ihn, sondern auch sie selbst. Er blickte sie nochmals an, dann sagte er langsam: »Du musst also mit mir sprechen?«

Sie schluckte und schlang die Hände fest ineinander, ehe sie antwortete:

»Wenn wir weiterhin zu essen und zu heizen haben und Peg und Nick behalten wollen, genauso wie den Wagen und die Pferde, dann muss ich mit dir sprechen, Papa.«

Seine Lider senkten sich blitzschnell, sodass ihr der Ausdruck seiner Augen verborgen blieb. Sie sah, wie er die Lippen zusammenpresste und sich seine Mundwinkel senkten. Dann beobachtete sie, wie über seinem steifen Kragen eine Ader deutlich hervortrat; sie lag direkt unter seinem Ohr und schwoll langsam zu einer kleinen Kugel an.

Sie zitterte insgeheim, ja, einen Augenblick fürchtete sie sogar seine

Erwiderung. Als er sich jedoch umdrehte und hinausging, wobei er die Tür hinter sich zuschlug, war ihre Erleichterung so groß, dass sie sich aufseufzend in den nächsten Stuhl fallen ließ.

Auf merkwürdige Weise war ihr klar, dass sie eine Schlacht gewonnen hatte – zumindest den ersten Angriff. Dabei hatte es noch gar keinen Kampf zwischen ihnen gegeben, nicht einmal Streit. Aber sein Verhalten allein war bereits das Eingeständnis eines Fehlers gewesen. Er, dem in seinem Haus auf sein Verlangen wie einem König gehuldigt wurde, war in ein paar Augenblicken von seinem Thron gestürzt worden. Dessen waren sie sich beide bewusst.

Beim Abendessen ging es jedoch zu, als habe es niemals Unstimmigkeiten gegeben. Der Hausherr schien bester Laune, lobte die Kartoffelsuppe, sagte, dass der Lammbraten so gut sei, dass er sich unbedingt ein zweites Mal nehmen müsse und dass niemand so köstlich Bratkartoffeln zuzubereiten verstünde wie Dilly. Dann lobte er noch das einladende Grün des Kohls, ohne ein Wort darüber zu verlieren, dass er nach Natron schmeckte, dem das Gemüse seine Farbe verdankte, und rühmte die ausgezeichnet geratenen Rüben, die mit Butter zubereitet waren und einem einfach auf der Zunge zergingen. Natürlich vergaß er auch nicht, den Wohlgeschmack der Apfelpastete zu erwähnen; kurz, es war eine äußerst gelungene Mahlzeit.

Mildred und Nancy bestürmten den Vater mit Fragen über die Fahrt, über Newcastle, über Großonkel James, über Weihnachten und ob er zu den Feiertagen abermals den Großonkel besuchen müsse. Er wisse es nicht, antwortete er. Vielleicht verstünden sie es nicht, aber es sei sowohl ein Gebot der Höflichkeit als auch der Diplomatie. Hierbei sah er Martha an und sein Blick sagte: Du verstehst, was ich meine ... Und das tat sie auch, denn nur wenn der Vater diplomatisch vorging, konnten sie von Großonkel James ein ins Gewicht fallendes Erbteil erwarten. Und dennoch war Martha die ganze Zeit traurig darüber, dass der viel gerühmte Charme des Vaters sie kalt ließ.

Nachdem die Mahlzeit vorüber war, bezauberte er Peg dadurch, dass er ihr das Geschirr in die Küche tragen half, wo er Dilly abermals Komplimente über das Essen machte. Dann blickte er auf Peg

Thornycroft nieder, schüttelte in gespielter Ernsthaftigkeit den Kopf und sagte: »Im Grunde genommen solltest du dich um eine Stelle im Wanderzirkus bewerben, Peg. Du könntest Geld damit scheffeln, wie du als einziges Lebewesen auf der ganzen weiten Erde immer kleiner und kleiner wirst.«

»Ach, gnädiger Herr, was Sie nur immer daherreden! Ich werde schon noch wachsen, Sie werden noch Augen machen, wie ich eines Tages in die Höhe schießen werde!« Peg grinste übers ganze Gesicht, denn sie war glücklich: Der gnädige Herr hatte mit ihr gescherzt.

Da beugte er sich in seiner ganzen Länge zu ihr nieder und flüsterte ihr ins Ohr: »Weißt du was? Du mußt einfach im Stall barfuß gehen, das ist das ganze Geheimnis. Durch Dünger schießt alles in die Höhe, einfach alles.«

Das Gelächter, das Peg anstimmte, hätte von einer gut viermal so großen Person stammen können, so laut war es. Sie schlug sich mit der Hand auf den Mund und schrie: »Ach gnädiger Herr, gnädiger Herr, was Sie alles sagen, so etwas! Aber ich werd's probieren, jawohl, das mach' ich.«

Dann versammelte sich die Familie wie gewöhnlich im Salon, der mit Möbeln und Nippsachen nur so vollgestopft war. Die Einrichtung bestand aus einer siebenteiligen Plüschgarnitur, einem Sekretär, einem reich geschnitzten Büfett, verschiedenen Abstelltischchen und bestickten Fußschemeln. Kaum eine Handbreit Boden blieb frei. Die Wände waren mit Ölgemälden geschmückt, Porträts von Mitgliedern der Pearson-Familie, und zu beiden Seiten des Sofas standen Leuchter, die ihr Licht einem Spieltisch spendeten, auf dem Schach gespielt wurde.

John Crawford hatte erst mit Mildred gespielt, danach mit Nancy. Er hatte sie beide gewinnen lassen, bis Nancy ausrief: »Papa! Du hast mich absichtlich gewinnen lassen, du machst ja nicht mal den Versuch zu gewinnen. Das gilt nicht! Wir müssen noch ein Spiel machen.« Worauf Martha in entschiedenem Ton sagte: »Heute nicht mehr. Papa ist müde. Auf alle Fälle ist es Zeit, schlafen zu gehen. Sieh nur auf die Uhr. Es ist gleich neun. Fort mit euch!«

Nancy stand folgsam auf. Aber Mildred blieb sitzen, sah erst den Vater Hilfe heischend an, dann warf sie Martha einen herausfordernden Blick

zu und sagte: »Gleich neun, also wirklich! Man würde annehmen, dass du es mit kleinen Kindern zu tun hast. Wenn wir in der Stadt leben würden, dann ...«

»Wir leben aber nicht in der Stadt, und wenn du noch nicht zu Bett gehen willst, dann geh eben auf dein Zimmer.«

»Werde ich nicht tun!« Mildred hatte sich erhoben und starrte Martha finster an. Dann drehte sie sich um und rief ihrem Vater zu: »So führt sie sich jedes Mal auf, Papa! Ich bin schließlich achtzehn Jahre alt und lasse mich nicht mehr herumkommandieren.«

»Aber, aber, Milly.« John Crawford streckte die Hand aus und tätschelte Mildreds Schulter. »Kein Mensch kommandiert mit dir herum und Martha Mary schon gar nicht, das bildest du dir bloß ein.«

»Dann sag ihr, dass sie mich in Ruhe lassen und nicht ewig so tun soll, als sei sie meine Mutter oder gar Großmutter.«

Martha senkte den Kopf, trat ans dunkle Fenster und blieb dort stehen, bis die Tür ins Schloss fiel. Sie wusste, dass ihr Vater nun beide Mädchen bis zur Treppe begleitete.

Als sie ihn wieder eintreten hörte, drehte sie sich nicht um, sondern wartete darauf, dass er zu sprechen begann. Der scherzhaftige Ton war völlig verschwunden, als er sagte: »Sie hat recht, Martha Mary. Sie ist tatsächlich achtzehn, also kein Kind mehr. Das darfst du nicht vergessen, wenn du ihr schon die Leviten lesen musst.«

Was für eine Ungerechtigkeit! Martha fuhr herum und starrte ihn sekundenlang an, während er das Schachbrett zusammenlegte. Abermals war sie über ihre eigenen Worte überrascht, als sie nun ruhig, aber mit deutlicher Verbitterung sagt: »Ich müsste nicht so mit ihr reden, wenn ich mehr Unterstützung von deiner Seite hätte. Aber du bist ja nie da.«

»Martha!« Nur bei seltenen Gelegenheiten sprach er sie nicht mit ihrem vollen Namen an. Es war ein Beweis dafür, dass das Temperament mit ihm durchging. »Du vergisst, mit wem du sprichst. Wenn du nicht den Haushalt führen würdest, was glaubst du wohl, was du tätest? Im Buchladen Verkäuferin spielen oder bei irgendeiner kleinen Putzmacherin in Hexham aushelfen. Ich lasse dir doch wahrlich mehr Freiheit, als die meisten jungen Frauen haben, und ...«